

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

17.5.1931 (No. 20)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 20



17. Mai 1931

Walther Günther / Karl Schenkel und Richard Reinhard

Lebensbilder zweier badischer Staatsmänner von Dr. Gustav Hecht.

Die gewaltigen Geschehnisse des Weltkrieges, die Staatsumwälzung und die ihnen folgenden Jahre schwerer wirtschaftlicher Krisen und heftiger politischer Kämpfe, haben das Interesse für die politische Geschichte Badens in der Vorkriegszeit stark in den Hintergrund gedrängt. Die Aufgaben und Probleme, die damals im Mittelpunkt des politischen Lebens unserer Heimat standen, sind, ebenso wie die Männer, die um ihre Lösung gerungen haben, vor allem der jüngeren Generation, kaum noch bekannt. Das ist um so bedauerlicher, als gerade Baden auf eine innerpolitische Geschichte zurückblicken kann, der weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus im Kranz der deutschen Länder stets eine besondere Bedeutung zugesprochen werden konnte. Es ist fraglos eine Schwäche in der politischen Bildung unserer Generation, daß so wenig Fäden sie mit der Vergangenheit verknüpfen, einer Vergangenheit, auf der auch heute noch trotz vieler und grundlegender Veränderungen ein gut Teil unseres staatlichen und politischen Lebens ruht. Der Mangel an politischer Tradition ist aber auch bedauerlich im Interesse der Pflege unserer Heimatgeschichte, zu der die politische Geschichte als wertvolles Glied gehört.

Es ist darum doppelt zu begrüßen, daß jetzt im Rahmen der badischen Biographien aus der Feder von Dr. jur. Gustav Hecht-Förstheim eine Schrift erschienen ist, die Leben und Lebenswerk zweier hervorragender badischer Staatsmänner der Vorkriegszeit, Karl Schenkels und Richard Reinhardts, knapp und doch erschöpfend, streng sachlich und doch anregend und eindrucksvoll, darstellt. Der Verfasser hat die beiden Lebensbilder in einem Sonderheft, das in Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg erschienen ist, vereinigt. Das ist ein glücklicher Gedanke, denn beide, Schenkel und Reinhard, waren nicht nur ihr Leben lang treue Freunde, sie haben auch viele Jahre dienstlich zusammen gewirkt. Beide Biographien zusammen geben aber auch, wie ihr Verfasser mit Recht betont, ein Bild der politischen Lage in Baden, in den Jahren 1896 bis 1906, also in den letzten Jahren Großherzogs Friedrich I.

Ein besonderer Vorzug beider Biographien liegt darin, daß sie der Verfasser bei der Darstellung des äußeren Lebensganges von allen nicht unbedingt nötigen Einzelheiten frei gehalten hat. Die äußeren Lebensabschnitte beider Männer sind nur in ihren großen Hauptlinien aufgezeigt; der eigentliche Inhalt der Schrift ist der Lebensarbeit der beiden Staatsmänner im Dienste des badischen Staates gewidmet. Aber trotz oder vielleicht gerade wegen dieser klugen Beschränkung treten die Gestalten der beiden Persönlichkeiten um so klarer und plastischer hervor.

Das gilt zunächst von dem kühleren und mehr verstandesmäßig eingestellten Schenkel, dessen Wirksamkeit in der badischen inneren Verwaltung — er trat 1871 in den Staatsdienst — über ein Menschenalter umfaßt. Sie fiel in die Jahre nach Ausrichtung des Reiches, in denen die deutsche Volkswirtschaft einen mächtigen Aufschwung genommen und zugleich eine tiefgreifende Umgestaltung der sozialen und politischen Verhältnisse sich vollzogen hat. In wie hervorragendem Maße Schenkel an der diese Entwicklung begleitenden, hochgesteuerten Staatsstätigkeit in Gesetzgebung und Verwaltung für sein Heimatland Baden und über dessen Grenzen hinaus teilgenommen hat, zeigt schon ein Überblick über die gesetzgeberische und publizistische Arbeit während seiner Referentenzeit im Ministerium des Innern; sie entstammt

entweder ganz der Feder Schenkels selbst oder verdankt ihm doch einen wesentlichen Anteil. Aus der Fülle dieser Arbeiten, deren Inhalt und Bedeutung Hecht mit sachmännischer Kenntnis jeweils kurz charakterisiert, sei hier nur die Reform des Wasserrechts, sein Kommentar zur deutschen Gewerbeordnung, das Straßengesetz, die Jagdgesetznovelle von 1886, das Berggesetz von 1890 sowie die Reform des gesamten Beamtenrechts genannt.

Nach kaum einjähriger Tätigkeit als Leiter des Verwaltungsgerichtshofes wurde Karl Schenkel 1900 zum Präsidenten des Ministeriums des Innern ernannt. Die historische Leistung seiner Ministerzeit ist die Verfassungsreform von 1904. Im Vordergrund der politischen Diskussion stand damals (neben der Klosterfrage) die Forderung direkter Wahlen zum Landtag und einer Aenderung der Wahlkreiseinteilung. In anschaulicher Weise legt der Verfasser der Biographie dar, mit welchen Schwierigkeiten Schenkel bei der Umgestaltung des Wahlrechts für die Zweite Kammer zu rechnen hatte. Sie lagen begründet in der Stellung, die der Großherzog und die Regierung gegenüber der Zweiten Kammer des Landtags zur Wahlrechtsfrage einnehmen. Schließlich fand Schenkel eine Lösung des Problems in einer Verstärkung der Ersten Kammer nach Mitgliederzahl und Berechtigung. Ohne Verletzung historischer Rechte sollte die Erste Kammer aus einem kleinen Haus der Privilegierten zu einem planmäßig ausgebauten Volksvertretungskörper umgewandelt werden. Es ist das Verdienst Schenkels, für die neue Machtverteilung zwischen den beiden Kammern des Landtags einen Ausgleich gefunden zu haben, auf den schließlich, wenn auch nach schwierigen Verhandlungen, alle beteiligten Faktoren sich einigen konnten. Mit dieser Lösung der Wahlrechtsfrage hat der Minister dem Lande einen Konflikt von unabsehbaren Folgen erspart und ihm eine friedliche Weiterentwicklung gesichert. Hecht betont mit Recht, daß dieses Verdienst um so höher anzuschlagen sei, wenn man damit vergleiche, wie verhängnisvoll die verspätete Inangriffnahme der Wahlrechtsreform in Preußen im Weltkrieg gewirkt habe.

Nachdem der Verfasser noch kurz auf die weiteren Leistungen in Gesetzgebung und Verwaltung während der Ministerzeit Schenkels — es sei nur erinnert an die Entstehung der Handwerks-, Ärzte-, Apothekerkammern etc., die Errichtung des Landesgewerbeamts, das Landwirtschaftskammergesetz, die Frage der Rheinregulierung, die Weiterbildung der Gemeindeverfassung usw. — eingegangen ist, beschäftigt er sich in einem anregend und fesselnd geschriebenen Abschnitt mit den politischen Verhältnissen während der Ministerzeit Dr. Schenkels. Im parteipolitischen Leben des Landes vollzogen sich damals Veränderungen, die für die kommende Geschichte Badens von größter Bedeutung waren. Bei den Nationalliberalen zeigte sich ein unverkennbarer Zug nach links, während bei den Sozialdemokraten die revisionistische Richtung aufkam, die praktische Mitarbeit im Staate und positive Reformen erstrebte. Der neue Staatsminister von Brauer proklamierte dem gegenüber eine Politik über oder neben den Parteien.

Die Wahlrechtsreform von 1904 hatte eine neue Parteigruppierung zur Folge. Zum ersten Male trat bei den Wahlen im Herbst 1905 in Baden der Großblock in Erscheinung, der, wie bekannt, ein wahltaktisches Abkommen zwischen den Nationalliberalen, den Demokraten und Freisinn und den Sozialdemokraten gegen eine Zentrumsmehrheit in der Zweiten Kammer darstellte. Diese parteipolitische Konstellation führte zu scharfen politischen

Kämpfen sowohl in der Wahlbewegung wie auch später im Landtag. Das Zentrum griff Schenkel wegen wahlagitatorischer Betätigung der Staatsbeamten an, während umgekehrt die Regierung eine das kirchliche Amt zu ungeschicklicher Wahlbeeinflussung benützte Wahlagitator katholischer Geistlicher beanstandete.

Die scharfen Gegensätze und Kämpfe, die das damalige politische Leben beherrschten, der Streit über die Stellung Schenkels zur Sozialdemokratie, sowie das von dieser Frage berührte Verhältnis des Ministers zu Großherzog Friedrich I. hat Hecht in seiner Arbeit ohne parteipolitische Einstellung, streng sachlich und gestützt auf sorgfältige Studien, dargestellt. Er untersucht dabei auch die Frage, warum Schenkel seiner Zeit nach dem Rücktritt Brauers nicht als dessen Nachfolger zum Staatsminister ernannt worden ist. Neben der Auffassung Schenkels von der Sozialdemokratischen Partei, die sehr fein charakterisiert ist, spielt, so meint Hecht, bei Schenkels Verhältnis zum Großherzog sicher auch noch eine persönliche Note mit. Schenkel hatte in seiner bürgerlichen Art so gar nichts von einem Hofmann an sich. Die von andern Ministern virtuos geübte Fähigkeit suggestiver Beeinflussung mangelte ihm. Mit einer treffenden Charakterisierung Schenkels, dessen weitgreifender Tätigkeit als wissenschaftlicher Schriftsteller und Forscher, wie als Hochschullehrer die Biographie ebenfalls gerecht wird, klingt das Lebensbild aus. Es schließt mit den Worten, die der Geistliche am Grabe Schenkels gesprochen hat: „Er war im edelsten Sinne des Wortes ein Vorkämpfer für die Freiheit, nicht der freiheitlichen Phrase, sondern ein Mann der Arbeit für die Freiheit des Gedankens, für die sittliche Freiheit und für die Befreiung alles dessen, was in der sozialen Tiefe der Übung seiner Bande bedarf.“

*

Auch dem politisch stärker Interessierten wird heute der Name Richard Reinhard wohl weniger geläufig sein als jener Karl Schenkels. Und doch gehört auch Reinhard in das durch die Namen von Brauer, Buchenberger, Schenkel, von Dusch charakterisierte Zeitbild des staatlichen und politischen Lebens in Baden. Mit den genannten Ministern verband ihn nicht nur nahe Freundschaft, er war auch von 1901 bis 1909 Mitglied des Staatsministeriums, zwar ohne Portefeuille, jedoch mit Sitz und Stimme. So mannigfaltig die Verdienste Richard Reinhardts im badischen Staatsdienst auch sind, so wird in der Erinnerung des politischen Lebens sein Name doch vor allem verbunden sein mit der Geschichte der sogenannten Klosterfrage. Bei seiner Berufung ins Staatsministerium war ihm wohl in erster Linie die Aufgabe zugedacht, an der Beseitigung dieses politischen Zankapfels und damit an der Befriedung des politischen Lebens mitzuwirken. War er doch hierzu besonders berufen durch seine persönlichen Eigenschaften, die gern auf einen versöhnenden Ausgleich der Gegensätze hinstrebten.

Wo Richard Reinhard mitgeholfen hat, diese nicht einfache Aufgabe ihrer Lösung zuzuführen, weist der Verfasser seiner Biographie in ebenso feinsinniger, wie überzeugender Weise nach. Da zum vollen Verständnis der erfolgreichen Tätigkeit Reinhardts eine genaue Kenntnis seiner Persönlichkeit gehört, hat Hecht sein Lebens- und Charakterbild um einiges ausführlicher als jenes Dr. Schenkels behandelt; er hat es mit breiteren und wärmeren Farben gemalt. Ausdrücklich weist er darauf hin, wie schwierig es sei, mit Worten und Begriffen jene Reinhard besonders eigene Wesensart zum Ausdruck zu bringen, die von der Sprache als „Zauber der Persönlichkeit“ bezeichnet wird. Und doch liege gerade in dieser Eigenschaft, die nur unzulänglich mit dem Worte: „Er hatte etwas Gewinnendes in seinem Wesen“ bezeichnet werde, ein großer Teil des Geheimnisses seiner persönlichen und dienstlichen Erfolge. Und an anderer Stelle wird das Charakterbild durch folgende Sätze ergänzt: „Reinhard war als Freund absolut zuverlässig. Von unerschütterlichem und tätig eingreifendem Wohlwollen, war er liebevoll besorgt um das geistige und leibliche Wohlergehen der im Nahestehenden, menschliche Schwächen milde beurteilend und leicht vergebend.“ In diesem Zusammenhang wird auch die einzigartige Freundschaft, die Reinhard mit dem Pfarrer und Dichter Hansjakob verband, erwähnt. Man habe den Eindruck gehabt, als ob die großen Gegensätze, die sich hier berührten, gegenseitig sich angezogen hätten. Eingehend besetzt sich Hecht mit der Wirksamkeit Reinhardts als Vorstand des Amtsbezirks Kort (Kehl) des Hanauer Landes, bei der er in gerade zu vorbildlicher Weise sich das Vertrauen und die Zuneigung der Bevölkerung errungen hat. „Reinhard war“, so heißt es, „der Repräsentant der in Baden traditionellen Verwaltungsmaxime und -praxis, die in dem Bestreben besteht, das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen.“

Emil Baader / Ein vergessener süddeutscher Minnedichter

Fürst Emich von Leiningen zu Amorbach stiftete kürzlich dem Bezirksmuseum in Buchen zwei wertvolle Faksimile-Drucke aus der Manesse'schen Liederhandschrift. Das eine Blatt zeigt das Bild des Dichters und Ritters Friedrich von Leiningen, der mit einem „Heiden“ kämpft; das andere teilt ein fünf Stropheniges Minnelied, das Friedrich von Leiningen, — das Geschlecht der Leiningen hatte vor der napoleonischen Zeit seinen Wohnsitz in der Pfalz — verfaßt hat. Der Ritter verabschiedet sich „von seines Herzens Königin“ vor seiner Abreise nach Apulien, woselbst die Einschiffung nach dem heiligen Land vor sich ging.

76

Nach kurzer Tätigkeit als Referent für Landwirtschaft im Ministerium des Innern begleiten wir dann Reinhard nach Freiburg, wohin er als Landeskommissär versetzt wurde. Hier gibt nun Hecht eine fesselnde Schilderung der politischen Verhältnisse in der Dreisamstadt, wo schroff sich gegenüberstehende politische Geuer gewissermaßen Tür an Tür wohnten. Reinhardts versöhnlichem Wesen entsprach es, daß er seine dienstliche Stellung dazu benutzte, auch sachlich die Spannung, welche noch von der Zeit des Kulturkampfes her zwischen Regierung und katholischer Kirche bestand, zu mildern und auf einen Ausgleich hinzuwirken.

Ein fesselnd geschriebener Ueberblick über die damalige kirchenpolitische Lage in Baden führt dann zu dem interessantesten Teil der Schrift: zur Darstellung des Kampfes um die Zulassung von Männerklöstern in Baden, zur „Klosterfrage“. Nach einem nicht erfreulichen Versöhnungskonflikt wurde Reinhard im November 1900 von Freiburg nach Karlsruhe als Leiter der Domänenverwaltung berufen. Im Juni des folgenden Jahres erfolgte dann seine Ernennung zum stimmsführenden Mitglied des Staatsministeriums, eine Vertrauensstellung, die außerordentlich viel Takt und Zurückhaltung erforderte; Reinhard war der einzige Katholik unter seinen Ministerkollegen. (Er gehörte aber nicht der Zentrums-, sondern der Nationalliberalen Partei an, für die er auch bei der Reichstagswahl kandidierte.) Zu der Klosterfrage war Reinhard im Staatsministerium nicht nur Mitarbeiter, sondern der sachverständige und mitverantwortliche Berater. Hecht geht sogar noch weiter und vertritt die Auffassung, daß Reinhard in der Klosterfrage die eigentliche treibende Kraft im Staatsministerium gewesen sei. Es kann nicht die Aufgabe dieser Besprechung sein, die sehr gründliche und streng objektive Darstellung, die Hecht von dem Kampf um die Klosterfrage in seinem inneren und äußeren Verlauf gibt, im einzelnen nachzuzeichnen. Dem Verfasser der Biographie, die sich zur fesselnden Schilderung eines kulturpolitisch wichtigen Abschnittes unserer Heimatgeschichte weit, stand gerade hier für seine Studien äußerst wertvolles Material — so der schriftliche Nachlaß Reinhardts — zur Verfügung. Bemerkenswert sei nur, daß bei der Mitarbeit Reinhardts an der Lösung der Klosterfrage die Einflußnahme Hansjakobs mehrfach erkennbar ist.

Der Kampf um die Zulassung der Männerklöster löste, wie bekannt, den sogenannten Klostersturm aus, der sich vor allem an die Namen des Professors Böhling und den Stadtpfarrers Hansjakob knüpft. „Alle Proteste der Klostergegner erreichten aber nur das eine“, so schreibt Dr. Hecht, „daß die Regierung nun erst recht auf ihrem Standpunkt beharrte“. Sehr bezeichnend für die politische Gewandtheit des damaligen Staatsministers von Brauer, die ja auch Fürst Bülow in seinen Denkwürdigkeiten mehrfach anerkennt, ist ein Vorschlag, den er Großherzog Friedrich I. in einem Vortrag machte, und der als Charakteristikum hier herausgegriffen sei. Brauer schlägt dem Landesherren vor, ohne Rücksicht auf den „Straßenlärm“ in rascher Verständigung mit der Kurie in Freiburg die Klöster zu genehmigen. „Die Regierung wird damit“, so heißt es wörtlich, „erneut als eine starke, rein monarchische sich bewähren und an Ansehen gewinnen. Die Liberalen bekommen eine bequeme Wahlparole, mit deren Hilfe sie sich etwas stärken können, was auch vom Standpunkt der Regierung nur erwünscht ist.“ Die interessante Schilderung dieses kulturpolitischen Kampfes schließt mit dem Aufzeigen der Schwierigkeiten, die einer befriedigenden Regelung durch die damals geltende Kirchengesetzgebung entgegenstanden. Auch hier hat Hecht die Verdienste, die sich Reinhard um die Lösung dieses Kapitels der Klosterfrage erworben hat, entsprechend gewürdigt. Ein kurzer Abschnitt ist noch der Tätigkeit Reinhardts in der Verwaltung des staatlichen Forst- und Domänenwesens, bei der er sich besonders des Siedlungswesens (Gartenstadt Rüppurr) annahm, gewidmet. Damit endet das Bild von der beruflichen Lebensarbeit Reinhardts. Im Jahre 1909 trat er in den Ruhestand. Sein Lebensabend, den er bei eifriger wissenschaftlicher Arbeit in Freiburg verlebte, überdauerte den Weltkrieg. Bald nach dem Kriege starb Richard Reinhard im Alter von 74 Jahren.

Mit diesen Lebensbildern hat Dr. Gustav Hecht den beiden Staatsmännern ein schönes und würdiges Denkmal im heimlichen Schrifttum gesetzt. Neben der anregenden, sorgfältigen und streng sachlichen Darstellung liegt der besondere Wert der Schrift noch darin, daß sie so manche Vorgänge nachträglich verständlich macht, die seiner Zeit mehr oder wenig rätselhaft blieben. Dem Verfasser hatten sich Quellen geöffnet, die bisher noch nicht erschlossen waren, und die es ihm ermöglichten, politischen Zusammenhängen jener Zeit bis in die letzten Veröffentlichungen nachzuspüren. Nicht nur der Politiker, auch der Forscher der Heimatgeschichte wird diese Biographien mit Interesse und Gewinn lesen.

Dieses Minnelied wurde erstmals von Moscherosch in „Gesichten Philanders von Sittewald“ veröffentlicht. Eine Uebersetzung gab uns Ludwig Tiedl in seinen 1803 erschienenen „Minneliedern aus dem schwäbischen Zeitalter“. Eine freie, sehr lebendige Uebersetzung schuf der in Achaffenburg verstorbene Dichter Wilhelm Müller aus Amorbach.

Welcher Friedrich von Leiningen der Verfasser des Minneliedes ist, kann mit voller Sicherheit nicht festgestellt werden, da das Lied nicht datiert ist, und da alle damaligen Grafen von Leiningen Friedrich hießen. Höchstwahrscheinlich aber ist der Dichter

der letzte Graf aus dem ersten Leiningischen Hause, der um 1220 gestorben ist. Derselbe wurde von seinem Neffen, dem Grafen Friedrich II., dem Sohne seiner mit dem Grafen Simon von Saarbrücken vermählten Schwester Eckarde beerbt. Dieser Friedrich hat 1190 an einer Kreuzfahrt des Landgrafen Ludwig von Thüringen teilgenommen. In einem mittelhochdeutschen Gedicht auf diese Kreuzfahrt heißt es nämlich:

Der Edele von Viningen
Graf Friedrich, so hiez auch der,
Ein menlich Here gar was er
Fest gemuot uf strites werck.

Damit wäre der Anlaß zu der Fahrt nach Apulien gegeben. Auch das ganze Gepräge des Gedichtes paßt zu dieser Zeit. Der spätere Minnesang bewegte sich in anderen Formen.

Graf Friedrich von Leiningen war ein treuer Anhänger der hohenstaufischen Kaiser. Er kommt häufig als Zeuge in kaiserlichen Urkunden vor. Seit 1205 erscheint er als Landvogt im Speiergau.

Die erste Strophe des schönen Minneliedes lautet im Urtext:

Wes muot ze froiden si gestalt,
der schowe an den vil grünen walt,
wie wunnelich gekleidet,
der meie sin ingesinde hat
von richer varwe in liehter wat,
den vogelin truren leidet.
Us hohe mut mangan don
gar riltich sueße wise,
hort man von in litem klanc.
Vor us der nahtegaken sanc
uf grünes ndem rise . .

Die Schönheit des Maien ist so prächtig und begeistert geschildert, wie wir das von den deutschen Minnedichtern gewohnt sind.

Von der Uebersetzung Ludwig Tiecks sei ebenfalls die erste Strophe mitgeteilt:

Wes Mut zu Freuden sei gestalt,
Der schaue an den viel grünen Wald,
Wie wunniglich gekleidet
Der Mai sein Hausgesinde macht
Von reicher Farbe in lichter Pracht,
Den Vögelein Sorg verkleidet,
Aus hohen Mute manchen Ton
Gar reichlich süße Weise
Hört man von ihnen lauten Klang,
Voraus der Nachtgalle Sang,
Auf grünbelaubten Reife . .

Die frei Uebersetzung von Wilhelm Müller, welche dem Gedichtband „Wunderweh“, der 1905 in Dresden bei Pierson erschien, entnommen ist, möchten wir ganz mitteilen.

Vale!

Nun kann dein Herz vor Freude glühn!
Im Walde säuselt junges Grün,
Es wogt die Saat im Winde,
Der König Mai regiert das Land,
Und Berg und Tal trägt sein Gewand.

Von Apfelbaum und Linde
Klingt Amsellied und Fintenschlag und Nachtigallenweise:

„Bergangen ist des Winters Schnee,
Vergessen alles Leid und Weh,
Auf frisch begrünter Reife.“

Nun freu sich, wer sich freuen kann!
Ich aber bin in Nacht und Bann,
Muß seitab stehn und schweigen.
Das schönste Weib auf tausend Stund
Will heimlich seinen roten Mund
Nicht mehr zu meinem neigen.
O, säh ich sie nur einmal noch das Haupt zum
Grüße senken,

Die süße Quelle meines Leids!
Und sänn ich, könnt ich keinen Reiz,
Der sie nicht schmückt erdenken.

Du hast zuerst die Glut erregt,
Hast sie genährt und großgepflegt,
Bielkundige, Frau Minne:
Nun komm und wende meine Pein,
Laß mich nicht länger elend sein,
Du Lenkerin der Sinne!
Es liegt mein Herz in Schloß und Band, so
leg auch sie in Ketten!
Sprich zu ihr mit berebtem Mund,
Beweg das Herz ihr bis zum Grund,
Mich aus der Not zu retten!

Und willst du nicht und weigerst du,
Und mußt ich scheiden ohne Gruß
Und ohne Reiselegen,
So sei's! Ist auch das Herz mir schwer,
Dem Apennin, dem blauen Meer (Urtext
„gegen pulle“)

Und der Gefahr Entgehen!
Noch ist es Zeit! Sei wieder gut und sprich
aus rotem Munde
Fünf Worte, die kein Wind verweht,
Fünf Worte nur sprich zum Valet:
Fahr hin zur guten Stunde!

Antwort der Besungenen:

„Fahrst du, zu guter Stunde sei's,
Zu Glück und Heil, zu Lob und Preis,
Zu deiner Seele Frommen!
Ach, hielte dich mein Drohn und Flehn,
Es gäbe kein Vondannengehn,
Bielleicht auf Rimmerkommen.
Zwei Herzen ewig ungeteilt, führst du mit dir
ins Weite.
Nicht deines nur ist wund und schwer.
Der uns bereitet Wiederkehr,
Der Herr, sei dein Geleit!“

Von einem Dichter, der solche Verse schrieb, wüßten wir gern noch weitere. Leider ist dieses uns durch die Manesse'sche Wiederhandschrift erhaltene Gedicht das einzige, das wir von Friedrich von Leiningen kennen.

Renne Rath-Kaiser / Der Bürgermeister von Weggern / Novelle

Er war die verkörperte Würde. Schon seine Art, mit gehöhltem Rücken den Bauch vor sich herzutragen wie ein Ordensritzen, war von herausfordernder Lächerlichkeit. Seine Miene verkündete das Gewicht seiner Persönlichkeit, doch lag ein Mißverhältnis zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Das von der Silberlappe früh ergrauter Haare umschlossene Gesicht zeigte edel angelegte aber im Verhältnis zu den breiten Flächen der Wangen und Schläfen zu klein geratene Erhöhungen und Tiefen. Die stolz bogige, doch allzu zierliche Nase, der schmaltlippige Mund, die klugen, zu kleinen Augen, die problematische Stirne, das scharfe Kinn, all das war geformt aus einem Willen zur Größe, der aus unerforschlichen Ursachen in erbarmungswürdiger Beschränktheit und Unfertigkeit stecken geblieben war.

Der Obhut dieses Mannes unterstand ein lachfrohes Weinstädtchen, das ein heiteres Gehen- und Lebenlassen, eine sorglose Gemüthlichkeit, wie sie der goldene Tropfen ins Herz goß, eine gewisse Weltberzigkeit und Liberalität aller Lebensformen liebte. Ehrgeiz kannten diese Bürger im allgemeinen nicht. Um den Posten des ersten Gemeindebeamten, der sein Ansehen mit vielerlei Mühseligkeiten bezahlen mußte, riß sich niemand, und darum war der Schlossermeister Gärter bei der letzten Wahl fast einstimmig zum Stadtvater erhoben worden. Dem Neugewählten lagen allerdings derartige psychologische Erkenntnisse fern; er nahm einfach an, daß er die Wahl seiner anerkannten Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit verdanke. Und da er in seinem streng rechtlichen Sinn sich verpflichtet fühlte, das in ihn gesetzte Vertrauen weitgehend zu rechtfertigen, da er zudem vom Ehrgeiz geplagt war, das in seinem behaglichen Wohlleben ein wenig verlotterte Gemeinwesen zu einem Musterstadtbild zu erziehen, so vervielfachte sich in den Jahren seiner Amtstätigkeit seine Tüchtigkeit,

damit freilich auch sein breitangelegtes Selbstgefühl in einer für die bequemen Bürger ungemüthlichen Weise.

Seine Amtsführung war zu jeder Zeit und in jeder Hinsicht tadellos, vom heftigsten und genauesten Willen zu Gerechtigkeit, Ordnung und Gedeihen getragen. Mit leidenschaftlichem Eifer ging er seinen Geschäften nach, sah mit Strenge — viele nannten es kleinliche Spioniererei — auf die Befolgung aller Vorschriften der Stadtpolizei.

Was jedoch den Bürger im empfindlichsten Lebensgrunde traf, das war der Versuch des Bürgermeisters, den gesellschaftlichen Feierabend in den Wirtschaften durchzusetzen. Hier stieß er auf bestimtesten Widerstand, an dem sich sein Pflichteifer freilich nur intensiver härtete. Er hatte das Recht und die Gewalt auf seiner Seite, aber die überhebliche Strenge, womit er sie handhabte, schaffte ihm eine bedrohliche Gegnerschaft.

Und doch wäre alle Strenge der Amtsführung zu ertragen gewesen, denn es ließ sich nicht leugnen, daß die Gemeinde unter der straffen Leitung prächtig gedieh, wenn sich mit der dankenswerten Tüchtigkeit nicht eine solch aufreizende Selbstgerechtigkeit, ein eigenartiges Bonfischselbsteingemommensein verbunden hätte. Dabei gab es doch im Städtchen Männer genug, die mit dem Bürgermeister auf der Schulbank gesessen hatten und sich gar wohl erinnerten, was für ein übermüthiger, aufgeweckter, allen dummen Streichen zugeneigter Junge dieser nun so humorlose Mann gewesen war.

Derlei Erinnerungen wurden immer wieder an den Bierstischen aufgefrischt; nur der Bürgermeister selbst schien die eigene Jugend vollkommen vergessen zu haben, er setzte eine abweisende und fremde Miene auf, wenn man ihn daran zu erinnern wagte. Er schämte sich der bloßen Möglichkeit, daß jene Nebenreiche

eine Verblüdung mit seiner eigenen Person gehabt haben könnten, und er bezweifelte eine solche Möglichkeit durchaus und ehrlichst.

Es kam der Geburtstag des Bürgermeisters in Sicht. Niemand hatte bisher von diesem Datum Notiz genommen, jetzt aber bildete sich ein Geheimbund, der das Ungeheuerliche zu vollbringen gedachte, den Bürgermeister aus der unbezwungenen Festung seiner Fehlerlosigkeit zu vertreiben und ihm seine Menschhaftigkeit zum Bewußtsein zu bringen. Dazu wollte man diesen Geburtstag, der zudem der fünfzigste, einer besonderen Feier also wohl wert war, benutzen. Es wurden einige Vorbereitungen, wie sie bei derlei Anlässen üblich sind, vorbereitet, vor allem aber ein Festbankett angeordnet, von dem sich der Jubilar nicht wohl ausschließen konnte und das die Ursache seines Falles werden sollte.

Der Plan war gut durchdacht und eingefädelt; alles Geschehen entwickelte sich in der gewünschten Weise. Der Bürgermeister, der seine beschränkte Beliebtheit wohl kannte, wunderte sich ein wenig über die ihm zugeordnete Ehre, da er aber der Meinung war, sie durchaus verdient zu haben, verschwand dies vorsichtige Erstaunen rasch in der Freude über die Einsicht seiner Stadtkinder. An dem Festbankett nahm er mit wohlgefälliger Bereitwilligkeit teil, als ein Mann, der sich gern in den Brennpunkt der Ereignisse gestellt sieht. Er hielt eine brusttongetragene, von schönen Worten und ernsthaften Vorsätzen, wie ein praller Ballon geschwellte Rede, und sein Wille zu strengster Mäßigkeit konnte dem ihm duzendweise zugebrachten und immer wiederholten Zutrink nicht standhalten, ohne die Höflichkeit zu verletzen.

Das Herz schwoll ihm hoch in Glück, gestreichelt von all der unverhofften Teilnahme der Ehrerbietung, der Bestissenheit all dieser wohlgewichtigen Männer, die im Stadtparlament oft so verbissene Gegner sein konnten. Es mußte ihnen wohl endlich eine Ahnung über den Wert der Perle, die sie in ihrem Stadtoberhaupt besaßen, aufgegangen sein.

Das Gesicht des Bürgermeisters erstarrte immer unverhüllter in tiefzufriedenem Stolz. Er liebte in dieser Stunde die ganze Stadt, liebte jeden einzelnen ihrer Bürger mit einer zugleich bräutlichen und väterlichen Liebe. Er beschloß in seinem tiefbewegten Herzen noch mehr als bisher dem Wohl der Gemeinde zu leben.

Immer freundlicher lächelte die Runde um ihn her, immer leichter, beschwingter wurde sein Sinn. Der Wein war gut, die Festveranstalter hatten sich nicht lumpen lassen. Der Bürgermeister taute auf, die Würde fiel von ihm ab, wie ein Geradhalter, den er nun nicht mehr nötig hatte. Er hielt eine Ansprache um die andere, selbst seine verlungerte Jugend stieg im Glorionschein empor; er war bereit, der ganzen Tafelrunde den Bruderfuß zu geben. Seine gewohnte Mäßigkeit kehrte sich nun gegen ihn, es erwies sich an ihm, daß unsere Tugenden uns oft mehr schaden als unsere Fehler, denn während die trunken gewohnten Zechgenossen nur angenehm aufgelockert, noch vollkommen Meister ihrer selbst und sich ihres Zieles bewußt waren, taumelte der Bürgermeister in ahnungsloser Seligkeit seinem Verderben zu.

Doch einmal noch in dieser verhängnisvollen Nacht, entfaltete er sich zu ungeahnter Größe und Würde. Als der Polizist um Mitternacht Feierabend verkündete, erhob sich das Stadtoberhaupt aus seinem Ehrensessel. Er redete sich zur vollen Höhe und wies seinen Untergebenen mit erhabener Handbewegung hinaus. „Ich bin der Bürgermeister, ich bestimme die Zeit!“ Dann ging er mit feierlichen Schritten, die, wie dumpfe Donnererschläge die ungeheure Tat begleiteten, auf die nicht absehende, gemüthliche Schwarzwälderbrunn zu und schob mit dramatischer Geste den Zeiger um eine Stunde zurück. „Elf Uhr, meine Herrn, lassen Sie sich nicht stören!“

Einige Stunden später geleiteten die treuen Freunde den vollkommen haltlosen Bürgermeister nach Hause. Unweit seiner Wohnung befand sich ein alter Brunnenrog, der trocken stand, weil in der Nähe das Kriegerdenkmal in Verbindung mit einem neuen Brunnen Aufstellung gefunden hatte. In diesem Brunnenrog lag merkwürdigerweise eine dicke Schütte Stroh. . . man stand zu Ende September und die Nächte waren schon empfindlich kühl.

Hier verabschiedete sich die Rotte der Begleiter, so als wäre der Bürgermeister zu Hause angekommen. Zwei oder drei blieben jedoch zurück: „Nein, nein, du bist zu müde! Wir helfen dir ja gerne. Nach nur ein bißchen rasch und leise, deine Frau braucht nicht zu merken, wie spät du heimkommst!“ Unter solchen Reden kleideten sie den Bürgermeister aus, brav stieg er in den Brunnenrog, verkroch sich ins Stroh und lag auch sofort in festem Schlummer.

Er schütelte noch gut und selig als im grauen Morgen die Arbeiter zur Fabrik gingen und in dem seltsamen Nachtlager ihr Stadtoberhaupt fanden.

Der Spaß war groß, aber der derbe Menschenschlag dieser Gegend liebte und vertrat solche Scherze. Und wenn auch an diesem Tag ein nichtendwollendes Gelächter durch alle Werkstätten, Bürostuben und Wohnkammern der Stadt lief, so hätte dies alles dem Ansehen und der Autorität des Bürgermeisters keinen dauernden Abbruch getan. Man gönnte ihm den kleinen Sturz vom Postament seiner selbstgewissenen Würde, aber man hatte nichts dagegen, ja erwartete, daß er, wenn nicht heute, so doch morgen wieder hinaufklettern würde.

Keiner wollte dem Manne Böses zufügen, wenn sich nun doch der derbe Scherz zu so furchtbarem Ernst kehrte, lag es daran, daß niemand die außergewöhnliche Stimmesart des Opfers in Betracht gezogen hatte.

Die zur Schau getragene Würde des Bürgermeisters war keine Pose, sondern der regelrechte, wenn auch ein wenig taktlose und lächerliche Ausdruck des Bewußtseins seiner Untadeligkeit. Untadeligkeit aber erschien ihm als Bedingung und Voraussetzung zur rechten Ausübung seines Amtes. Nur der Unangreifbare besaß die Macht, dieser in all ihrer Gemüthlichkeit und fröhlichen Schlamperei doch oft auffälligen und eigenartigen Bürgerschaft Herr zu werden. Das Gemeindeparslament verachtete der Bürgermeister im Grunde seines Herzens. „Viel Köpfe, viel Sinn“, dachte er und hielt dafür, daß wenigstens der Führer seines Weges sicher und gewiß sein müsse. Werkzeug der Bürgerschaft konnte freilich jeder sein, wahres Stadtoberhaupt aber nur der gänzlich Unangreifbare. Und damit war es nun vorbei!

Lag nicht ein schadenfrohes Grinsen über jedem Gesicht, das sich ihm fürderhin zuwandte? Glüht nicht frecher Spott in jedem Auge? Sprühte nicht Auffälligkeit, schlechter Wille, unächliche Geuerlichkeit aus allen Einmischungen der Bürger in die Angelegenheiten der Stadtfürsorge? Selbst die Kinder, so schien es dem unseligen Mann, grüßten ohne Ehrerbietung und lachten hinter ihm her.

Der Bürgermeister hatte in der Weinseligkeit jener Nacht sich selbst verloren und fand sich nicht mehr. Das Mißtrauen, die Selbstzerfleischung, der häßvolle Gram seiner Seele schufen sich bald den körperlichen Ausdruck. Der große, dickleibige Mann verfiel mit unheimlicher Schnelligkeit. Sein würdevolles Bäuchlein schmolz dahin, seine Schultern fielen vornüber, die Selbstzufriedenheit des Gesichts verwandelte sich in lanernden Trübsinn, die wachsamten Augen spähten in bitterer, von untergründiger Angst gestachelter Abwehrbereitschaft, die einfache Geschlossenheit des Mundes zerfiel in häßlichste Unruhe. Dieser Mann starb eines langsamen, qualvollen Todes.

Als die Bürger merkten, was sie angerichtet hatten, ergriff sie Reue, da jedoch keiner den Mut aufbrachte, in mannhafter Wiedergutmachung vor den Gekränkten hinzutreten und in seinem und seiner Kameraden Namen Abbitte zu leisten, so verfaßten sie ein Schriftstück, in dem sie ihrer Reue Ausdruck gaben und den Bürgermeister der vollen Ehrerbietung der Stadt versicherten. Aber der Unglückliche zerriss das Schreiben in wütendem Tob. Seine Seele war vom Mißtrauen so gebeht, daß er überall nur Fallen und gefährliche Niedertracht witterte. Die Bürger wiederum fühlten sich in ihrem guten Willen zurückgestoßen, verhärteten sich und stellten sich erst jetzt dem Bürgermeister in feindseliger Geuerlichkeit gegenüber.

Ein oder zweimal machte dieser den Versuch, sich zu behaupten, den Verlauf seines Lebens anzuhalten, geriet dabei jedoch in ein Uebermaß der Tyrannei und des maßlosen Eigenwillens, das ihm die letzten Sympathien der Bürgerschaft raubten, und schon bei dem ersten, ernsthaften Widerstand brach seine künstliche Energie zusammen.

Sein Amt war sein Leben. In die Ausübung seines Berufes floßen die stärksten Kräfte seines Wesens. Manchmal, im Verlauf einer großen, absorbierenden Arbeit packte ihn der Eifer mit auslöschender Gewalt. Dann war er für Stunden der Alte; seine Feder flog über das Papier, sein Antlitz blühte auf in befriedigender Anstrengung, seine Augen glänzten, und wenn er etwa in ausführlicher Rede seine Ansichten und Maßnahmen den Vertretern der Bürgerschaft vorlegte, floss seine Sprache frei und feurig. . . Bis auf einmal die Erinnerung über ihn herfiel, wie der Raubvogel über das herzfrohlich tirsierende Vögelchen! Wie ein Mörder schnürte sie seine Gedanken ab, würgte ihm die Worte in der Kehle, daß er mitten im Satz zu stottern begann, daß die gehehnten Augen zu irren anfangen, die Ohren nach höhnischem Flüstern und Lachen lauschten.

Nach führte er alle Geschäfte mit empfindlichster Genauigkeit, doch nicht mehr als Herr, sondern als Sklave seines Dienstes. Eine Revision, in früheren Jahren jedesmal Ursache stolzen Triumphes, stürzte ihn jetzt in die kopflose, knieschlotternde Rut und Angst eines Verrathenen und Verlorenen.

Nein, es war ja alles in Ordnung. . . in der glänzenden, toten Ordnung des Bürokraten.

„Sie sehen sehr abgearbeitet aus“, sagte der Oberamtmann in aufrichtiger Teilnahme, „Sie sollten sich ein paar Wochen Urlaub gönnen.“ . . . „Urlaub?“ stotterte der Bürgermeister. Ihm dröhnte das ganze höllische Orchester der Vernichtung, der Anstrengung aus dem einen Wort.

Am Abend dieses Tages stand er zum erstenmal wieder vor dem Spiegel, den er seit langem als einen Feind gemieden hatte. Er nickte der traurigen Gestalt in düsterer Ergebung zu. „Ja, ja! Abgehäutert! Ausrangiert! Ab!“

Dann stieg er in die seit Jahren abgeschlossene Werkstatt hinunter und suchte lange, bis er das Gewünschte fand. . . einen guten, dauerhaften Strick!

Es gibt in Weggern ein paar unruhige Gewissen, die sich immer wieder fragen: Starb dieser Mann an uns oder an sich selbst?